

„Das ist seine Sache“, sagte Bell. „Uebrigens geschieht es ihm ganz recht, warum fängt er was mit der Frau an!“

Es schien fast unglaublich, und doch war erst knapp eine Stunde vergangen, seitdem wir die Minerva-Musikgesellschaft verlassen hatten. Als wir zurückkamen, schien nichts geschehen. Es waren noch alle da, dieselben Leute und dieselben kleinen Goldstühlchen. Alle sahen völlig gleichmütig aus, aber wohl keiner gleichmütiger als Henry Bell, der sich träge auf einen Polstersitz am Ende des Saales hinräkelte.

In diesem Augenblick wurde grade eines der modernen Musikstücke beendet, und es folgte eine Pause. Unsere beiden Frauen kamen auf uns zu und wurden vorgestellt.

Frau Bell war entzückend und sagte: „Ihr bösen Männer, wo seid ihr bloß gewesen?“

Und, ohne eine Antwort abzuwarten, fügte sie aufgeregt hinzu:

„Henry, du wirst dich sehr freuen. Denk nur, Paul Tingleton ist krank und kann sein Quintett nicht dirigieren. Und da habe ich Oesler überredet, das Programm mit der Bachschen Fuge zu beschließen, die du so liebst.“

Dann gingen wir wieder zurück in den Konzertsaal, Bell und seine Frau und meine Frau und ich, und der große Mr. Oesler begann, Bach zu spielen, und Bell, dessen Gesicht ich vor wenigen Minuten grausam und zornig entflammt gesehen hatte, war plötzlich gelöst, gütig und nachdenklich. Er beugte sich vor, mit halbgeöffneten Lippen, und seine Frau saß neben ihm mit einem ganz ähnlichen Ausdruck auf ihrem Gesicht. Und dann sah ich, wie er seine Hand zu ihr hinüberschob, und wie sie sie zärtlich zwischen ihre beiden nahm. So saßen sie, Seite an Seite, völlig versunken für die Umwelt, völlig glücklich, wie zwei Kinder, die einem Märchen lauschen.

(Autorisierte Uebertragung v. Vera Craener)

## Der beste Arzt lernt nie aus!

Fortsetzung unserer Erlebnisreihe von Seite 77

### Erlebnis eines berühmten Chirurgen . . .

Aus seinen Erinnerungen

Ein berühmter Arzt hatte einen Patienten, den er seit Jahr und Tag wegen einer Krebsgeschwulst behandelte, die scheußliche Schmerzen machte. Jeden Morgen flehte der alte und zu keinem Gedanken mehr fähige Patient den Arzt an: „Doktor, mein Leben ist eine Qual, machen Sie doch meinem Leben ein Ende, ich bin allen, mir selber am meisten, zur Last.“ Lange Zeit schwankte der Arzt zwischen Gesetz und Gewissen. Schließlich entschloß er sich zu einem Kompromiß. Er verschrieb dem Kranken eine starke schmerzstillende Tinktur und sagte ihm: „Von dieser Medizin nehmen Sie alle drei Stunden zwanzig Tropfen. Ich warne Sie aber, mehr zu nehmen. Denn wenn Sie das Fläschchen auf einmal austrinken,

würden Sie sanft und schmerzlos einschlafen, um nie wieder zu erwachen.“ Dann ging er weg in dem sicheren Gefühl, einem leidenden, gequälten Menschen geholfen zu haben.

Am nächsten Morgen, als er an dem Haus des Kranken vorüberkam, fand er den Diener weinend auf der Treppe. Schon wollte er sein Mitleid aussprechen, als der Diener auf ihn zustürzte: „Herr Doktor, könnten Sie nicht ein gutes Wort für mich einlegen? Ich habe heute nacht im Halbdunkel aus Versehen fünfundzwanzig Tropfen statt zwanzig gegeben, der Herr hat gemerkt, daß es anders schmeckt, und gebrüllt: ‚Du willst mich wohl vergiften!‘ und hat mich auf der Stelle entlassen.“

Seit dieser Zeit, schließt der Verfasser, habe ich niemals mehr meinem Herzen nachgegeben, wenn jemand mich bat, sein Leiden zu verkürzen.